

Henryk Sienkiewicz
Quo vadis?

Henryk Sienkiewicz

QUO VADIS?

Historischer Roman

Aus dem Polnischen von J. Bolinski

Anaconda

Titel der polnischen Originalausgabe: *Quo vadis: Powieść z czasów Nerona* (1895/96). Die deutsche Übersetzung folgt der Ausgabe Lindau: Jakob Lutz o. J. [1899]. Der Text wurde behutsam überarbeitet, Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014, 2021 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Alexander von Wagner (1838–1919), »The Chariot Race«
(um 1882), Ausschnitt, Manchester Art Gallery / bridgemanart.com

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: Andreas Paqué, www.paque.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0108-2

www.anacondaverlag.de

I ERSTES KAPITEL

Petronius erhob sich erst gegen Mittag vom Lager, abgemattet wie gewöhnlich. War er doch den Tag zuvor Teilnehmer an einem Gastmahl Neros gewesen, das erst spät in der Nacht sein Ende fand. Seit längerer Zeit war sein Befinden nicht das allerbeste; er klagte, jeden Morgen beim Erwachen wie betäubt zu sein, kaum fähig, die Gedanken zu sammeln. Aber das Morgenbad und das sorgsame Kneten seines Körpers durch geschickte Sklaven brachten sein träges Blut bald in schnelleren Lauf. Verjüngt und neubelebt ging er aus dem Eläothesium, der letzten Nummer der langen Prozedur, hervor. Tadellos stand er wieder da, das Auge sprühend von Geist, der Körper ein Abbild blühenden Lebens, sodass selbst Otho sich nicht mit ihm vergleichen durfte und er in Wahrheit seinen Ehrentitel verdiente: *arbitrator elegantiarum*, oberster Richter in Sachen des feinen Geschmacks.

Petronius pflegte die öffentlichen Bäder nur selten zu besuchen; er tat es nur dann, wenn etwa ein berühmter Rhetor dort auftrat oder bei Anlass einer Mündigkeitserklärung junger Römer ungewöhnlich spannende Wettkämpfe zu erwarten standen. Er besaß auf seiner »*insula*« eigene Bäder, welche Celler, der berühmte Zeitgenosse des Severus, für ihn neu errichtet und mit so vollendetem Geschmack ausgestattet hatte, dass Nero selbst sie den kaiserlichen vorzog, obschon letztere bedeutend ausgedehnter und unvergleichlich luxuriöser waren.

Nach jenem Gastmahl hatte er mit Nero, Lucan und Seneca darüber disputiert, ob das Weib eine Seele besitze. Kaum aufgestanden, begab er sich ins Bad, wo zwei hünenhafte Badediener ihn auf einen Tisch aus Zypressenholz trugen, der ganz mit schneeweißem Byssus aus Ägypten be-

deckt war. Nun tauchten sie die Hände in wohlriechendes Olivenöl und begannen den schöngeformten Leib zu reiben. Mit geschlossenen Augen erwartete Petronius die Wirkung des Schwitzbades und der Reibung; die Wärme durchdrang zusehends den Körper und vertrieb alle Mattigkeit daraus.

Nun schlug er die Augen auf und erkundigte sich erst über das Wetter, dann über die Edelsteine, die der Juwelier Idomeneus ihm zur Auswahl zu senden versprochen hatte. Er erfuhr, das Wetter sei prächtig, ein sanfter Wind wehe von den Albaner Bergen her, und die Steine seien noch nicht eingetroffen. Er schloss abermals die Augen und befahl eben ins Tepidarium* gebracht zu werden, als der Kopf des meldenden Sklaven im Vorhang erschien und den Besuch des jungen Marcus Vinicius, der soeben aus Kleinasien zurückgekehrt war, anmeldete.

Petronius gab Befehl, den Gast ins Tepidarium zu führen, wohin er sich nun selbst auch tragen ließ. Vinicius war der Sohn seiner ältesten Schwester, die vor langen Jahren mit Marcus Vinicius sich vermählt hatte, einem Konsul aus der Zeit des Tiberius. Der Jüngling diente unter Corbulo gegen die Parther und war nach Beendigung des Krieges nach Rom zurückgekehrt. Petronius fühlte etwas wie Zuneigung zu ihm; denn Marcus war schön und kräftig, ein Mann, der in seinen Ausschweifungen ein gewisses ästhetisches Maß zu halten verstand, und Letzteres war es, was Petronius über alles schätzte.

»Gruß dir, Petronius«, sagte der junge Krieger, als er mit elastischem Schritt das Tepidarium betrat. »Mögen die Götter alle dir Erfolg gewähren, besonders Asklepios und Kypris, deren Schützling nie ein Unheil trifft.«

»Willkommen in Rom, und mögest du süße Ruhe finden nach dem Krieg«, erwiderte Petronius, indem er seine Hand aus der weichen Musselinumhüllung herausstreckte. »Was Neues in Armenien, oder bist du während deines Aufenthaltes in Asien nicht auch in Bithynien hineingestolpert?«

* Badezimmer.

Petronius war seinerzeit Prokonsul in Bithynien gewesen und hatte, was mehr ist, mit Strenge und Gerechtigkeit regiert. Das war ein merkwürdiger Kontrast zu seinem als verweicht bekanntem Charakter und er liebte es, diese Zeiten zu erwähnen, die Zeugnis ablegten für das, was er einst war und was er hätte sein können, wäre es sein Wille gewesen.

»Ich war zufällig in Heraklea«, antwortete Vinicius, »Corbulo sandte mich dorthin, um Verstärkungen zu holen.«

»Heraklea! Ich kannte dort ein gewisses Mädchen aus Kolchis, das ich gegen alle diese geschiedenen Frauen Roms nicht vertauscht hätte, Poppäa mitinbegriffen. Aber das sind alte Geschichten. Sag, was gibt's Neues von der parthischen Grenze? Wahrlich, diese Tirydates und Tigranes bin ich leid, diese Barbaren, die nach der Versicherung des jungen Auru- lenus daheim auf allen vieren kriechen und nur in unserer Gegenwart Menschen zu sein scheinen. Aber man spricht jetzt in Rom viel von ihnen, wenn auch bloß deshalb, weil es gefährlich ist, von etwas anderem zu reden.«

»Der Krieg geht schlecht vorwärts; führte ihn nicht Corbulo, so wäre eine Niederlage gar nicht unwahrscheinlich.«

»Corbulo! Beim Bacchus! Der reinste Kriegsgott Mars, ein tüchtiger Feldherr, zugleich Sanguiniker, ehrlich und einfältig. Ich bin auf seiner Seite, schon deshalb, weil – Nero ihn fürchtet.«

»Corbulo ist aber nicht einfältig.«

»Vielleicht hast du recht, aber es kommt auf dasselbe hinaus. Einfalt, sagt Pyrrho, ist keineswegs schlimmer als Weisheit und unterscheidet sich in nichts davon.«

Vinicius begann nun vom Krieg zu erzählen, aber Petronius schloss abermals die Augen, und der Jüngling, der erst jetzt die müden und sozusagen abgezehrten Züge seines Oheims bemerkte, ließ das Thema im Stich und fragte, ob Petronius nicht gesund sei.

Gesund! – Nein. Er fühlte sich nicht wohl. Zwar so weit wie Sissena war er noch nicht gelangt, welcher so wenig mehr seiner Sinne mächtig war, dass er, wenn er des Morgens

ins Bad getragen wurde, fragte: »Sitze ich?« Dennoch war Petronius nicht gesund. Vinicius hatte ihn soeben dem Schutz des Asklepios und der Kypris empfohlen; aber Petronius glaubte nicht an Asklepios. Man wusste ja nicht einmal, wessen Sohn dieser Asklepios war, ob Arsinoes oder Koronis', und wenn sogar die Mutter zweifelhaft war, was musste erst der Vater sein? Wer konnte in jener Zeit überhaupt sicher wissen, wer sein Vater war?

Lachend unterbrach sich Petronius und fuhr dann fort: »Ich schickte wirklich vor zwei Jahren sechsunddreißig Amseln und einen goldenen Becher nach Epidaurus; aber weißt du weshalb? Ich sagte zu mir selbst: Mag's helfen oder nicht, schaden kann es mir nicht. Obwohl die Leute immer noch Opfer darbringen, glaube ich doch, dass alle meiner Ansicht sind, alle – ausgenommen vielleicht die Eseltreiber, die an der Porta Capeno sich von Reisenden mieten lassen. Von Asklepios ganz abgesehen, will ich auch mit den Söhnen des Asklepios nichts zu tun haben. Als ich voriges Jahr ein Blasenleiden hatte, nahmen sie für mich eine ›Incubation‹ vor. Ich durchschaute ihren Hokuspokus, sagte aber zu mir selbst: Was schadet's! Die Welt lebt vom Betrug, das Leben selbst ist eine Täuschung, wie auch die Seele. Man braucht bloß so vernünftig zu sein, angenehme und schmerzliche Täuschung auseinanderzuhalten. Ich will Zedernholz mit Ambregis besprengt in meinem Hypokauston anzünden lassen; denn so lange ich lebe, war mir Wohlgeruch lieber als Gestank. Was Kypris betrifft, welcher du mich gleichfalls empfahlst, so wisse, dass ich so sehr ihr Schützling war, dass ich das Podagra im rechten Fuß ihr verdanke. Im Übrigen ist sie eine gute Göttin! Gewiss wirst du früher oder später weiße Tauben auf ihrem Altar opfern.«

»Sicherlich«, versetzte Vinicius. »Die Pfeile der Parther haben mich nicht erreicht, doch Amors Pfeil hat mich getroffen – ganz unerwartet, einige Stadien außerhalb der Tore Roms.«

»Bei den schneeweißen Knien der Grazien! Davon wollen wir in einer Mußestunde reden.«

»Ich kam eben, um deinen Rat einzuholen«, antwortete Marcus.

In diesem Augenblick erschienen die Badewärter, die sich um Petronius bemühten. Auf dessen Einladung hin legte Marcus seine Tunika ab und stieg in das lauwarne Bad.

»Ah, ich vergaß zu fragen, ob deine Liebe erwidert wird?«, sagte Petronius mit einem Blick auf den jugendlichen Körper seines Neffen, der wie aus Marmor gemeißelt schien. »Hätte Lysippus dich gesehen, so würdest du jetzt als Standbild des jugendlichen Herkules das Tor zum Palatinus verzieren.«

Der junge Krieger lächelte zufrieden und sprang in das Wasser, das hoch aufspritzte und sich über ein Mosaikbild ergoss, welches Hera in dem Moment darstellte, wo sie den Schlafgott anfleht, Zeus in Schlummer zu versenken. Petronius betrachtete ihn mit zufriedenerm Künstlerblick.

Nachdem Vinicius sich den Badewärtern ausgeliefert hatte, trat ein Vorleser mit einer Kupferröhre ein, worin sich mehrere Papierrollen befanden.

»Willst du zuhören?«, fragte der Oheim.

»Wenn es dein Werk ist, gern!«, erwiderte der junge Tribun. »Wenn nicht, würde ich lieber mit dir plaudern. An jeder Straßenecke wird man heutzutage von Poeten und Sängern abgefangen.«

»Du hast recht; keine Gerichtshalle, kein Bad, keine Bibliothek, keinen Buchladen kann man betreten, wo nicht ein Poet wie ein Affe gestikuliert. Als Agrippa aus dem Orient zurückkam, hielt er die Leute für Tollhäusler. Aber die Zeit ist wirklich auch danach. Cäsar schreibt Verse; deshalb tun es alle nach. Es ist bloß verboten, bessere Verse als Cäsar zu machen; aus diesem Grund fürchte ich ein wenig für Lucan. Ich aber schreibe Prosa und belästige niemand mit Anhören derselben. Was der Sklave vorlesen will, sind Aufsätze des armen Fabricius Veiento.«

»Warum ›arm?‹«

»Weil ihm mitgeteilt wurde, er solle bis auf weiteren Befehl in Odyssa wohnen. Diese Odyssee wird weniger hart

für ihn sein als sie dem Ulysses war; denn sein Weib ist keine Penelope. Ich brauche dir nicht zu sagen, dass er sich törricht benahm. Dies ist ein ziemlich armseliges, langweiliges Buch, das die Leute eifrig lesen, seitdem der Autor verbannt ist. Auf jeder Seite hört man sie ›Scandala!‹ rufen und möglicherweise hat Veiento etwas übertrieben; aber ich kenne Rom, kenne unsere Patres und unsere Frauen, und versichere dir, die Wirklichkeit ist noch viel ärger. Unterdessen sucht jedermann in dem Buch sich selbst mit Bängen, Bekannte mit stillem Vergnügen. In der Buchhandlung des Avirnus schreiben es über hundert Kopisten nach Diktat; der Erfolg ist sicher.«

»Kommst du nicht darin vor?«

»Doch, aber der Verfasser ist im Irrtum; denn ich bin schlimmer und doch nicht so gemein, wie er mich zeichnet. Wir haben schon lange das Gefühl für würdig und unwürdig verloren, und in meinen Augen gibt es gar keinen wirklichen Unterschied zwischen beiden, obwohl Seneca, Musonius und Frasca ihn zu erkennen vorgeben. Mir ist alles eins! Beim Herkules! meine Meinung sage ich geradeheraus. Meinen Stolz habe ich mir immerhin bewahrt; denn ich weiß, was hässlich ist, was schön.«

»Es tut mir leid um Fabricius; er war ein guter Gesellschafter.«

»Eitelkeit hat den Mann ruiniert; man beargwöhnte ihn ohne sichere Beweise. Er konnte sich nicht beherrschen und vertraute jedermann sein Geheimnis. Du kennst doch die Geschichte des Rufinus?«

»Nein.«

»So komm und kühle dich im Frigidarium ab; dort will ich sie erzählen.«

Sie begaben sich in das Frigidarium, in dessen Mitte ein rosenfarbiger Springbrunnen Veilchenduft verbreitete. In samtverkleideten Nischen sitzend, kühlten die beiden sich ab. Längere Zeit herrschte Schweigen. Vinicius betrachtete sinnend einen Faun aus Bronze, welcher, sich über den Arm

einer Nymphe beugend, mit seinen Lippen lüstern die ihrigen suchte.

»Er hat recht«, sagte der Jüngling, »das ist das Beste am Leben.«

»Mehr oder weniger ja! Daneben liebst du aber auch den Krieg, von dem ich nichts wissen mag; denn unter einem Zelt leidet die Schönheit der Fingernägel. Jedermann hat übrigens seinen besonderen Geschmack. Der Feuerbart* liebt Gesang, vor allem seinen eigenen; der alte Scaurus liebt seine korinthische Vase, die er neben dem Bett stehen hat und küsst, wenn ihn der Schlaf sticht. Der Rand ist bereits weggeküsst. Sag, machst du keine Verse?«

»Nein, ich habe noch nicht einen Hexameter verfasst.«

»Aber du singst und spielst auf der Laute?«

»Nein.«

»So bist du Meister im Wagenlenken?«

»Ich versuchte es einst in Antiochia, aber ohne Erfolg.«

»So bin ich deinetwegen beruhigt. Zu welcher Partei gehörst du im Hippodrom?«

»Zu den Grünen.«

»Nun bin ich ganz beruhigt, zumal du wirklich großen Reichtum besitzt, wenn auch nicht so großen wie Pallas oder Seneca. Denn sieh, es ist gegenwärtig gut für uns, wenn wir Verse machen, zur Laute singen, deklamieren und im Circus uns mitbewerben; aber besser und vor allem sicherer für uns ist es, wenn wir keine Verse machen, nicht singen, keine Laute schlagen, nicht an den Wettkämpfen im Circus teilnehmen. Am besten fährt, wer es versteht, das zu bewundern, was der Rotbart bewundert. Du bist ein hübscher junger Mann; darum mag vielleicht Poppäa sich in dich verlieben. Das ist die einzige Gefahr, in der du schwebst. Doch nein, sie hat in Liebessachen zu viel Erfahrung; ihr Trachten geht nach etwas anderem. Mit ihren zwei Männern hat sie ihr Liebesbedürfnis genugsam befriedigt; mit dem dritten verfolgt sie

* Spottname Neros.

andere Pläne. Weißt du, dass der alberne Otho bis zur Narrheit in sie verliebt ist? Er wandelt seufzend auf den Felsen Hispaniens; seinen früheren Gewohnheiten ist er derart untreu geworden, er ist so wenig mehr um seine eigene Person besorgt, dass ihm drei Stunden täglich genügen, um das Haar zu ordnen und herzurichten. Wer hätte das erwartet und besonders von Otho?»

»Ich kann mich in seine Lage denken«, erwiderte Vinicius, »aber an seiner statt hätte ich anders gehandelt.«

»Wie denn?«

»Ich hätte mir treu ergebene Legionen unter den dortigen Bergbewohnern angeworben. Es sind gute Soldaten, diese Iberer.«

»Vinicius! Vinicius! Beinahe möchte ich dir sagen, du wärest dessen nicht fähig gewesen. Warum? So etwas tut man zwar, aber man lässt unter keiner Bedingung etwas davon verlauten. Ich an seiner statt hätte Poppäa ins Gesicht gelacht, desgleichen dem Rotbart und mir Legionen gebildet nicht von iberischen Männern, sondern von iberischen Frauen. Noch mehr! Ich hätte Epigramme geschrieben und sie keinem einzigen Menschen vorgelesen – nicht wie der arme Rufinus.«

»Du wolltest mir seine Geschichte erzählen.«

»Im Unctorium* sollst du sie hören.«

Aber im Unctorium erforderten andere Gegenstände die Aufmerksamkeit des Vinicius, nämlich wunderschöne Sklavinnen, welche die beiden Badenden erwartet hatten. Zwei derselben, Afrikanerinnen, herrlichen Statuen aus Ebenholz vergleichbar, begannen ihre Körper mit kostbaren Parfümrien aus Arabien zu salben; geschickte Haarkünstlerinnen aus Phrygien hielten Kämmе und Spiegel von poliertem Stahl in den Händen, deren Biegsamkeit an Schlangen erinnerte; zwei griechische Mädchen aus Kos, wie Göttinnen schön, warteten als »Falterinnen« – *vestiplicae* – auf den Augenblick,

* Salbzimmer.

wo sie klassische Falten in die Togen des Gebieters und seines Gastes zu legen hatten.

»Bei dem wolkentürmenden Zeus!«, sagte Marcus Vinicius, »welche Auswahl du da hast!«

»Ich ziehe eine auserlesene Schar einem großen Haufen vor«, antwortete Petronius. »Meine ganze Dienerschaft in Rom beträgt nicht über vierhundert Köpfe und ich bin der Ansicht, dass nur Emporkömmlinge deren mehr bedürfen zur persönlichen Bedienung.«

»Über schönere Sklavinnen gebietet nicht einmal der Rotbart«, sagte Vinicius, dessen Nasenflügel sich erweiterten.

»Du bist mein Neffe«, erwiderte Petronius mit einer gewissen freundlichen Gleichgültigkeit, »und ich bin weder ein Menschenhasser wie Barsus noch ein Pedant wie Aulus Plautius.«

Beim Klang dieses letzten Namens vergaß Vinicius die Koischen Mädchen für einen Augenblick; rasch das Haupt erhebend, fragte er:

»Wie kommst du auf Aulus Plautius zu sprechen? Weißt du, dass ich mehrere Tage in seinem Haus zubrachte, als ich außerhalb der Tore Roms den Arm verstaucht hatte! Plautius war zufällig Zeuge des Unfalls und als er mich leiden sah, öffnete er mir sein Haus. Sein Sklave, der Arzt Merion, hat mich geheilt. Diese Angelegenheit ist es gerade, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

»So! Etwa weil du dich in Pomponia verliebt hast? In diesem Fall bemitleide ich dich; sie ist nicht jung und ist sehr tugendhaft! Eine schlechtere Verbindung kann ich mir gar nicht denken. Brr!«

»Nicht Pomponia«, antwortete Vinicius mit einem Seufzer.

»In wen bist du dann verliebt?«

»Wenn ich nur selbst es wüsste! Ich weiß nicht einmal ihren Namen mit Bestimmtheit – Lygia oder Callina! Man nennt sie Lygia im Haus, weil sie dem Volke der Lygier entstammt; aber sie hat ihren eigenen Barbarennamen Callina. Ein merkwürdiges Haus, dieses Haus des Plautius; obschon

viele Leute darin wohnen, ist es doch so ruhig und still wie in den Hainen von Subiacum. Lange wusste ich nicht, dass eine Göttin im Haus wohnte. Da, einst vor Tagesanbruch, sah ich sie in der Gartenfontäne sich baden, und bei dem Schaum, aus welchem Aphrodite entstieg, schwöre ich dir, dass die Strahlen der Dämmerung ihren Leib durchdrangen. Ich fürchtete, sie möchte vor der aufgehenden Sonne zerfließen und wie die Morgendämmerung verschwinden. Seither sah ich sie zweimal und seither auch finde ich keine Ruhe mehr, kenne ich kein anderes Verlangen, will ich nichts mehr wissen von den Genüssen, die Rom bietet. Ich will keine Weiber, kein Gold, keine Perlen, nicht Wein und nicht Gelage; ich verlange nur nach Lygia.«

»Wenn sie eine Sklavin ist, so kaufe sie.«

»Sie ist keine Sklavin.«

»Was ist sie denn? Eine Freigelassene des Plautius?«

»Sie war nie Sklavin und kann folglich keine Freigelassene sein.«

»Wer ist sie also denn?«

»Ich weiß es nicht; eine Königstochter oder etwas ähnliches.«

»Du spannst meine Neugierde, Vinicius.«

»So höre denn, ich will sie befriedigen. Ihre Geschichte ist kurz. Vielleicht bist du persönlich mit Vannius bekannt, dem König der Sueven. Aus seinem Land vertrieben, lebte er lange Zeit hier in Rom, und wurde sogar berühmt wegen seiner Meisterschaft im Diskuswerfen und Wagenlenken. Drusus setzte ihn wieder auf den Thron. Anfangs regierte Vannius gut und hatte Glück im Krieg; später aber begann er nicht nur die Nachbarvölker, sondern auch seine Sueven zu bedrücken. Deshalb erhoben sich seine zwei Schwestersöhne Vangio und Sido, um vereint mit den Söhnen des Hermundurenkönigs Vibilius den König zu zwingen, in Rom abermals sein Glück mit dem Diskus zu versuchen.«

»Ich weiß, es war zu Claudius' Zeiten.«

»Ja. Der Krieg brach aus. Vannius rief den Yazygi zu Hilfe; seine teuren Neffen aber ließen die Lygier ins Land kom-

men, welche von Vannius' Schätzen gehört hatten, und, verlockt durch die Aussicht auf unermessliche Beute, so zahlreich das Land überschwemmt, dass der Kaiser Claudius selbst für die Sicherheit der Grenze zu fürchten begann. Es war nicht sein Wunsch, sich in die Angelegenheiten der Barbaren zu mischen, sondern er schrieb an Atelius Hister, den Befehlshaber der Donaulegionen, ein wachsames Auge auf den Verlauf des Krieges zu behalten und keine Störung unseres Friedens zu dulden. Hister verlangte daraufhin von den Lygiern ein Versprechen, die Grenze nicht zu überschreiten; jene gaben ihm nicht nur das Versprechen, sondern selbst Geiseln, unter denen Weib und Tochter ihres Feldherrn sich befanden. Du weißt ja, dass die Barbaren Weiber und Kinder mit sich in den Krieg nehmen. Meine Lygia ist die Tochter jenes Feldherrn.«

»Woher hast du all dies erfahren?«

»Von Aulus Plautius selbst. Die Lygier überschritten wirklich die Grenze nicht; aber Barbaren kommen und gehen wieder gleich dem Sturmwind. So verschwanden auch die Lygier wieder samt den Auerochsenhörnern auf ihren Köpfen. Sie erschlugen die Sueven und den Vannius; aber auch ihr König fiel. Die Geiseln blieben in Histers Händen, während sie samt ihrer Beute heimzogen. Bald nachher starb die Mutter, und da Hister mit der Tochter nichts anzufangen wusste, sandte er sie zu Pomponius, dem Statthalter für Germanien. Als dieser den Krieg mit den Chatten zu Ende geführt hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo ihm Claudius, wie du weißt, einen Triumphzug gestattete. Bei dieser Gelegenheit ging das Mädchen hinter dem Wagen des Eroberers her; da jedoch Geiseln nicht als Kriegsgefangene betrachtet werden dürfen und da Pomponius immer noch nicht wusste, wo er sie endgültig unterbringen könne, übergab er sie seiner Schwester Pomponia Graecina, dem Weib des Plautius. In jenem Haus sind alle tugendhaft, vom Hausherrn bis zum Geflügel im Hühnerhof, und so wuchs leider jenes Mädchen so tugendhaft heran wie Graecina selbst, aber so schön, dass

Poppäa neben ihr wie die Herbstfeige neben dem Hesperidenapfel erscheint.«

»Nun, und weiter?«

»Ich wiederhole dir, dass seit jenem Augenblick, wo bei der Fontäne die Strahlen der Sonne sie durchleuchteten, ich närrisch in sie verliebt bin.«

»Sie ist also durchscheinend wie eine Lamprete oder wie eine junge Sardine?«

»Scherze nicht, Petronius! Wenn du die Offenherzigkeit, womit ich zu dir spreche, missverstehst, so wisse wenigstens, dass prächtige Kleider oft tiefe Wunden verdecken. Das auch muss ich dir sagen, dass ich bei meiner Rückkehr aus Asien einst in einem Tempel des Mopsus schlief, in der Hoffnung auf einen prophetischen Traum. Und richtig erschien mir Mopsus im Traum und verkündete, dass die Liebe eine große Umwandlung meines Lebens herbeiführen werde.«

»Plinius erklärt, so viel ich weiß, dass er nicht an die Götter glaube, wohl aber an Träume, und vielleicht hat er recht. Trotz meiner Spöttereien kann ich oftmals nicht umhin zu denken, dass es in Wahrheit nur eine ewige, schöpferische, allmächtige Gottheit gibt: Venus Genitrix. Sie vereint Seelen miteinander, sie verbindet Lebendiges und Lebloses. Eros rief die Welt aus dem Chaos ins Dasein. Ob er gut daran tat, das ist freilich eine andere Frage; aber nun es einmal geschehen ist, so müssen wir seine Macht anerkennen, mögen wir sie dann segnen oder verfluchen.«

»Ich sehe ein, Petronius, dass man leider eher Philosophie als einen guten Rat zu hören bekommt.«

»So sag, was du eigentlich wünschst?«

»Ich wünsche Lygia zu gewinnen. Ich wünsche, dass diese meine Arme, die jetzt in die leere Luft greifen, Lygia umarmen und an mein Herz drücken; ich wünsche, dass ihr Atem mit meinem sich vermische. Wäre sie eine Sklavin, so würde ich Aulus hundert Mädchen anbieten, von denen jedes zum ersten Mal auf den Markt käme. Ich will sie für mich haben, bis mein Haar weißer ist als der Schnee auf dem Gipfel Soractes.«

»Sie ist keine Sklavin, gehört jedoch zur ›Familia* des Plautius, und da sie von den Ihrigen aufgegeben wurde, darf sie als Pflgetochter betrachtet werden. Plautius könnte sie dir überlassen, wenn er wollte.«

»Du scheinst Pomponia Graecina nicht zu kennen. Beide Pflegeeltern könnten ihre eigene Tochter nicht inniger lieben.«

»Pomponia kenne ich – die reine Zypresse. Wäre sie nicht Aulus' Gattin, könnte sie sich als Klageweib verdingen. Seit Julius Tod hat sie die schwarze Stola nicht abgelegt und schaut drein, als wandle sie bereits im Reich der Schatten. Überdies ist sie eine ›univira** und muss im Vergleich mit unseren vier- und fünfmal geschiedenen Frauen geradezu eine Phönix genannt werden. Aber! Hast du schon davon gehört, dass erst kürzlich in Oberägypten der Phönix ausgebrütet wurde! Ein Ereignis, das nur alle fünfhundert Jahre einmal stattfindet.«

»Petronius! Petronius! Lassen wir den Phönix für ein anderes Mal!«

»Worüber soll ich denn sprechen? Ich kenne Aulus Plautius als einen Mann, der zwar meine Lebensweise missbilligt, mir aber dennoch eine gewisse Achtung entgegenbringt und mich vielleicht höher schätzt als viele andere; denn er weiß, dass ich mich niemals mit Denunzieren abgab wie Domitius Afer, Tigellinus und andere Freunde des ›Feuerbartes«. Obschon ich kein Stoiker zu sein behauptete, war ich oft empört über Taten Neros, für welche weder Seneca noch Burrus ein Wort des Tadels fanden. Wenn du meinst, ich könne etwas bei Plautius für dich tun, so stehe ich dir gerne zu Diensten.«

»Ich glaube, du vermagst es. Du hast Einfluss auf ihn und dein geschickter Kopf wird dich Mittel und Wege finden lassen. Darf ich dich bitten, das Terrain zu erforschen und mit Plautius darüber zu sprechen?«

* Sklaven, die im Haus wohnen.

** eines Mannes Weib.

»Du überschätzt meinen Einfluss und meine Klugheit zugleich. Aber wenn du weiter nichts verlangst, so will ich gerne mit Plautius sprechen, sobald er in die Stadt zurückkehrt.«

»Er ist schon seit vorgestern zurück.«

»So lass uns ins Triclinium* gehen, wo bereits ein Mahl unser harrt; nachher können wir uns zu Plautius tragen lassen.«

»Du bist mir allezeit ein gültiger Oheim gewesen«, antwortete Vinicius in freudiger Erregung, »nun aber soll deine Bildsäule unter meine Laren versetzt werden und Opfer erhalten.«

Mit diesen Worten wandte er sich gegen die Statuen, welche die eine Wand des von Wohlgerüchen geschwängerten Gemaches zierten, deutete mit dem Finger auf diejenige, die Petronius als Hermes mit dem Zauberstab darstellte, und fügte hinzu:

»Bei den Strahlen des Helios**, wenn der »göttergleiche« Alexander dir gleich, so erstaune ich nicht mehr über Helena!«

In dieser Versicherung lag ebenso viel Aufrichtigkeit wie Schmeichelei; denn Petronius war zwar älter und nicht so athletisch gebaut, aber noch schöner selbst als Vinicius.

Die Frauen Roms bewunderten nicht bloß seine geistige Gewandtheit und seinen feinen Geschmack, der ihm den Titel »arbiter elegantiarum***« eingebracht hatte, sondern auch seines Körpers Wohlgestalt. Diese Bewunderung ließ sich sogar von den Gesichtern der koischen Mädchen ablesen, welche die Falten seiner Toga ordneten; eine derselben, Eunike mit Namen, die ihn heimlich liebte, schaute ihm unterwürfig, aber entzückt in die Augen. Er jedoch bemerkte es gar nicht, sondern kehrte sich lächelnd gegen Vinicius und zitierte einige Worte Senecas über die Weiber. Indem er einen Arm auf die Schulter seines Neffen stützte, geleitete er denselben in das Triclinium.

Unterdessen waren die beiden Mädchen aus Kos, die Phrygierinnen und die zwei äthiopischen Sklavinnen im

* Speisezimmer.

** Sonnengott.

*** Richter über Luxus.

Unctorium damit beschäftigt, die Gefäße mit den wohlriechenden Salben wegzuräumen. Plötzlich erschienen die Köpfe der Badewärter hinter dem Vorhang des Frigidariums und ein leises »Pst« wurde hörbar. Augenblicklich verschwanden die Sklavinnen mit Ausnahme der einen Griechin hinter dem Vorhang. Es war der Anfang einer Orgie, die nun in den Baderäumen stattfand und welche der Aufseher nicht verhinderte, weil er selbst gar oft an diesen Ausschweifungen teilnahm. Petronius argwöhnte zwar deren Vorkommen; aber als kluger Mann, der nicht gern bestrafte, ließ er es stillschweigend geschehen.

Eunike allein blieb im Unctorium zurück. Eine Zeit lang hörte sie auf die Stimmen und das Gelächter, das aus dem Laconicum herüberdrang. Endlich ergriff sie den mit Ambra und Elfenbein eingelegten Stuhl, der kurz zuvor Petronius zum Sitzen gedient hatte, und stellte ihn behutsam vor dessen Bild. Der Raum war voll farbigen Lichtes infolge der bunten Marmorstücke, welche in die Wand eingesetzt waren. Eunike bestieg den Stuhl und da sie sich in gleicher Höhe mit der Statue befand, warf sie plötzlich die Arme um deren Hals; dann presste sie den rosigen Leib gegen den blendend weißen Marmor und drückte ihren Mund mit Inbrunst auf die kalten Lippen des Petronius.

ZWEITES KAPITEL

Nach eingenommenem »Morgenmahl«, zu welchem die beiden Freunde zu einer Stunde sich niederließen, wo gewöhnliche Menschen ihr mittägliches Prandium längst hinter sich hatten, machte Petronius den Vorschlag, ein wenig zu ruhen, da es nach seiner Aussage noch zu früh war, um Besuche abzustatten. »Es gibt allerdings Leute«, sagte er, »die ihre Bekann-

ten schon am Morgen besuchen, weil sie dies als altrömische Sitte betrachten; ich aber halte so etwas für barbarisch. Die Nachmittagstunden sind geeigneter, aber auch da soll man warten, bis die Sonne über dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol steht und ihre Strahlen schräg auf das Forum fallen. Zur Herbstzeit ist die Hitze immer noch groß, sodass nach dem Mahl jedermann gern sich ein Schläfchen gönnt. Zugleich ist es höchst angenehm, das Plätschern des Springbrunnens im Atrium zu hören, und nach den vorgeschriebenen tausend Schritten im roten Licht zu schlummern, das durch die Purpurscheiben des Velarium niederflutet.«

Vinicius stimmte den Worten Petronius' bei. Sie wandelten auf und ab, plauderten von dem, was im Palatin und in Rom überhaupt geschah, und philosophierten über das Leben. Dann zog sich Petronius in das Cubiculum zurück, schlief jedoch nur kurze Zeit, denn nach einer halben Stunde trat er wieder heraus, ließ sich Verbenaöl bringen, atmete zuerst dessen Wohlgeruch und rieb endlich damit Hände und Schläfen ein.

»Du glaubst gar nicht, wie das erfrischt und belebt. Ich bin bereit.«

Die Sänfte stand schon lange vor der Tür; sie stiegen ein und Petronius gab den Befehl, nach dem Haus des Aulus getragen zu werden.

Die »insula« des Petronius lag am Südabhang des Palatin, nahe bei den sogenannten Carinae; ihr kürzester Weg ging folglich unterhalb des Forum hin; allein da Petronius unterwegs bei Idomeneus, dem Juwelier, vorsprechen wollte, so wurde die Richtung dem Vicus Apollinis entlang über das Forum gegen den Vicus Sceleratus eingeschlagen.

Stämmige Afrikaner hoben die Sänfte und setzten sich in Bewegung, gefolgt von Sklaven, die man pedisequii nannte. Nach einiger Zeit erhob Petronius die nach Verbenaöl duftende Hand an die Nase und schien über irgendetwas nachzusinnen.

»Es fuhr mir eben durch den Sinn«, sprach er endlich, »dass deine Waldnymphe, weil sie ja keine Sklavin ist, das Haus des

Plautius verlassen und in meines übersiedeln könnte. Du würdest sie mit Liebe und Reichtum überhäufen wie ich meine angebetete Chrysothemis, die mir – unter uns gesagt – fast ebenso verleidet ist wie ich ihr.«

Marcus schüttelte das Haupt.

»Nicht?«, fragte Petronius. »Im schlimmsten Fall wird die Sache vom Kaiser abhängen, und du magst darauf zählen, dass der ›Feuerbart‹ dank meines Einflusses zu deinen Gunsten entscheiden wird.«

»Du kennst eben Lygia nicht«, erwiderte Marcus.

»Dann erlaube mir doch zu fragen, ob du sie anders kennst als nur vom Sehen? Sprachst du zu ihr? Hast du ihr deine Liebe gestanden?«

»Ich sah sie zum ersten Mal am Springbrunnen und bin ihr seither zweimal begegnet. Du musst wissen, dass ich während meines dortigen Aufenthaltes eine abgesonderte, nur für Gäste bestimmte Villa bewohnte und infolge meiner Armverstauchung nicht an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen konnte. Erst am Abend vor meiner Abreise traf ich Lygia beim Essen, konnte aber kein Wort zu ihr reden; denn ich musste Aulus zuhören, der von seinen Siegen in Britannien erzählte, dann auf den Untergang der kleinen italischen Leute überging, welchen Licinius Stolo zu verhindern suchte. Ich zweifle überhaupt, ob Aulus von etwas anderem sprechen kann, und fürchte, wir werden auch diesmal dieser Geschichte nicht entinnen, es sei denn, du äußerst den Wunsch, etwas über die allgemeine Verweichlichung unserer Zeit zu vernehmen. Aulus besitzt Fasanen, die aber nicht gegessen werden, weil er überzeugt ist, dass mit dem Tod eines jeden Fasans der Untergang unseres Reiches einen Schritt näher rückt. Das zweite Mal traf ich Lygia an der Gartenzisterne, einen frisch abgebrochenen Zweig in der Hand, dessen Ende sie ins Wasser tauchte, um die ringsherum blühenden Schwertlilien zu besprengen. Da, sieh meine Knie an. Beim Schild des Herkules schwöre ich dir, dass sie keinen Augenblick gezittert haben, wenn die Parther wie Sturmwolken auf

unsere Manipeln eindringen, an jener Zisterne haben sie gezittert. Schüchtern wie ein Knabe, der noch das Amulett auf der Brust trägt, flehte ich mit den Augen um Erbarmen, lange Zeit unfähig, ein Wort zu stammeln.«

Petronius betrachtete ihn mit einer Art Neid.

»Du Glücklicher«, sprach er, »wären Welt und Leben auch noch so erbärmlich, etwas wird ewig herrlich bleiben, und das ist die Jugend.«

Nach einer Weile fragte er:

»Hast du sie denn gar nicht angesprochen?«

»Sobald ich mich einigermaßen erholt hatte, erzählte ich ihr von meiner Rückkehr aus Asien, von meinem Unfall und den Schmerzen, die ich ausstehen hatte, und gestand ihr, dass ich lieber in diesem Haus leiden wolle, als anderswo mich vergnügen, dass Krankheit dort wünschenswerter sei als Gesundheit an jedem anderen Ort. Jetzt wurde auch sie verwirrt, ließ den Kopf sinken und während sie mich anhörte, zeichnete sie mit dem Zweig im safrangelben Sand. Dann erhob sie die Augen, um dieselben schnell wieder auf ihre Zeichnung zu richten; wieder blickte sie mich an, wie um eine Frage zu stellen, und floh plötzlich weg wie eine Nymphe vor einem hässlichen Faun.«

»Sie muss schöne Augen besitzen.«

»Augen wie das Meer, worin man versinkt. Ich bin versunken. Der Archipelagus ist nicht so blau. Gleich darauf erschien Plautius' kleiner Sohn mit einer Frage. Aber ich verstand ihn nicht.«

»O Athene«, rief Petronius aus, »löse von den Augen dieses Jünglings die Binde, womit Eros sie verhüllte, sonst wird er seinen Kopf an den Säulen des Venustempels zerschmettern!«

Gegen Vinicius gekehrt, fuhr er fort:

»O du Frühlingsknospe am Baum des Lebens, du erster grüner Schößling am Rebstock! Anstatt dich mit zu Plautius zu nehmen, sollte ich dich zu Gelocius tragen lassen, der eine Schule für unerfahrene Knaben leitet.«

»Was soll ich denn tun?«

»So sage mir doch, was war es, das sie in den Sand zeichnete? Gewiss der Name des Liebesgottes oder ein Herz, von seinem Pfeil durchbohrt, oder sonst dergleichen etwas, woraus zu erkennen, dass Satyren ins Ohr der Nymphe etliche Geheimnisse des Lebens geflüstert haben? Wie konntest du es unterlassen, jene Zeichen anzusehen?«

»Ich trage die Toga schon länger, als du anzunehmen scheinst«, sagte Vinicius, »und bevor der kleine Aulus zu mir kam, betrachtete ich diese Zeichen sorgfältig, wissend, dass in Griechenland wie in Rom Jungfrauen oftmals dem Sand ein Geständnis anvertrauen, das ihre Lippe nicht zu äußern wagte. Rate, was sie zeichnete?«

»Wenn es etwas anderes ist, als ich vermutete, so verzichte ich auf das Erraten.«

»Einen Fisch.«

»Was sagst du?«

»Ja, einen Fisch. Was anderes konnte das bedeuten, als dass Fischblut in ihren Adern stieße? Zwar weiß ich es nicht gewiss; du jedoch, der du mich eine Frühlingsknospe am Baum des Lebens nanntest, wirst imstande sein, das Zeichen mit Gewissheit zu deuten.«

»Mein Lieber, frage Plinius darüber. Er kennt die Fische. Wäre der alte Apicius noch am Leben, so könnte vielleicht er dir Aufschluss geben; denn Zeit seines Lebens hat er mehr Fische gegessen als Platz finden in der Bucht von Neapel.«

Der Lärm der Straßen, in die sie nun gelangten, hinderte die Fortsetzung des Gespräches.

Vom Vicus Apollinis aus wandten sie sich gegen das Boarium und erreichten das Forum Romanum, wo bei freundlichem Wetter vor dem Sonnenuntergang ganze Scharen müßigen Volkes zusammentrafen, um zwischen den Säulen herumzulungern, Neuigkeiten zu vernehmen und zu erzählen, bekannte Persönlichkeiten in Sänften vorbeitrugen zu sehen, und schließlich in Juwelenläden, Buchhandlungen, Wechselbuden und andere Verkaufsräume, deren es dort eine Menge gab, hineinzugaffen.

Die eine Hälfte des Forums, unmittelbar zu Füßen des capitolinischen Felsens, war bereits in Schatten versenkt; die höher gelegenen Tempelsäulen dagegen glänzten noch im Gold der Abendsonne. Die tiefer stehenden warfen lange Schatten auf die Marmorplatten. Das Forum war derart mit Säulen bepflanzt, dass das Auge sich darin wie in einem Wald verlor.

Häuser und Säulen schienen zusammengehäuft; sie türmten sich übereinander; sie strebten teils der Höhe zu, teils klebten sie an der Felswand des Capitols. Oberhalb des Säulenwaldes glänzten bemalte Triglyphen; aus den Tympana traten plastische Göttergestalten hervor; auf den Giebelspitzen schienen beschwingte Quadrigen bereit, ihren Flug durch den Raum zur blauen Himmelskuppel zu nehmen, die sich so herrlich über der ewigen Stadt wölbte. In der Mitte und an den Grenzen des Forums wogte das Volk; haufenweise drängte es sich durch die Hallen der Basilika Julius Cäsars; haufenweise saß es auf den Stufen der Dioskuren; der Vestatempel wimmelte von Menschen, die sich vom marmornen Hintergrund wie buntfarbige Schmetterlinge und Käfer abhoben. Seitlich vom capitolinischen Tempel des Jupiter Optimus Maximus fluteten neue Wogen die riesigen Stufen hernieder; die Rednerbühnen waren von Hörern umringt; da und dort boten lärmende Hausierer Früchte, Wein und Wasser mit Feigensaft feil; Scharlatane, Gaukler, Wahrsager, Entdecker verborgener Schätze und Traumdeuter trieben ihr Wesen. Bisweilen klangen die Töne einer ägyptischen Sistra, einer Sambute oder einer griechischen Flöte durch den ohrenbetäubenden Tumult; Kranke, Betrübe und fromme Beter wanden sich durch das Gedränge, um ihre Opfergaben auf den Altar des Tempels zu legen. Mitten unter der Menge sammelten sich Scharen von Tauben auf den Steinplatten, gierig die Körner aufpickend, die man ihnen hinwarf. Von Zeit zu Zeit öffnete sich der Menschenhaufen, um Sänften durchzulassen, worin geputzte Frauenköpfe oder die Häupter von Senatoren und Rittern mit lebensmüden Zügen

sichtbar waren. Die vielsprachige Menge rief laut die Namen aus, mit einer Beigabe von Lob oder Spott. Hin und wieder marschierten Wachtsoldaten abgemessenen Schrittes zwischen den wirren Gruppen hindurch, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Ringsherum war die griechische Sprache ebenso häufig zu hören wie die lateinische.

Vinicius, der lange Zeit von Rom abwesend war, betrachtete mit einer gewissen Neugierde den Schwarm des Volkes und das Forum Romanum, sodass Petronius, die Gedanken seines Gefährten erratend, den Schauplatz ein »Quiritennest – ohne Quiriten« nannte. In der Tat war das römische Element dabei nur schwach vertreten. Es erschienen da Äthiopier, kräftige blondhaarige Gestalten aus dem fernen Norden, Britannier, Gallier, Germanen, schiefäugige Bewohner Lörikums; Menschen vom Euphrat, vom Tigris und vom Indus; Syrier von den Ufern des Orontes, Wüstenbewohner aus Arabien; flachbrüstige Juden, Ägypter mit ihrem ewig gleichgültigen Lächeln, Numidier und Afrikaner; Griechen aus Hellas, die sich mit den Römern in die Herrschaft Roms teilten, aber durch Kunst und Wissenschaft, durch Weisheit und Betrug herrschten; Inselgriechen, kleinasiatische Griechen und solche aus den griechischen Kolonien in Ägypten, Italien und der Gallia Narbonensis. Neben den Sklaven mit den durchbohrten Ohrläppchen fehlten weder die Freigelassenen – ein träges Volk, dessen Belustigung, Nahrung und Kleidung dem Kaiser anheimfiel – noch auch freie Fremdlinge, welche die Aussicht auf Genuss und Reichtum nach Rom gelockt hatte; die Klasse feiler Personen war übergenuß vertreten. Serapispriester mit Palmzweigen in den Händen, Priester der Isis, deren Altar mehr Opfergaben empfing als der Tempel des Jupiter Capitolinus; Priester der Kybele, goldene Reisähren tragend; orientalische Tänzer, Amulettenkrämer, Schlangenzähmer und chaldäische Seher, alles wogte bunt durcheinander neben und mit jenen arbeitsscheuen Existenzen, die jede Woche vor den Lagerhäusern am Tiber Getreide verlangten, sich für Circusbillette schlugen, die

Nächte in zerfallenen Häusern jenseits des Flusses zubrachten, an warmen sonnigen Tagen unter bedachten Portikus, in den schmutzigen Schenken der Subura, auf der milvischen Brücke oder vor den »insulae« der Reichen zu finden waren, wo ihnen bisweilen Speisereste vom Tisch der Sklaven zugeworfen wurden.

Petronius war diesen Leuten wohlbekannt. Vinicius hörte beständig *Hic est* – da ist er – rufen. Er war seiner Freigebigkeit wegen beliebt; einer besonderen Volkstümlichkeit erfreute er sich jedoch seit der Zeit, als bekannt wurde, dass er vor dem Kaiser gegen ein Todesurteil opponiert hatte, welches über die ganze »Familia«, d. h. über das Sklavengesinde des Präfekten Pedanius Secundus ohne Unterschied des Alters und Geschlechts gefällt worden war, weil einer aus ihnen in einem Augenblick der Verzweiflung jenes Ungeheuer getötet hatte. Petronius selbst erklärte zwar wiederholt, dass er mit dem Cäsaren nur als *arbiter elegantiarum* gesprochen habe, dessen Schönheitssinn durch ein Abschlagen beleidigt werde, welches Skythen, nicht aber Römern anstehe. Nichtsdestoweniger war er von dort an ein populärer Mann. Doch war ihm diese Gunst höchst gleichgültig; er vergaß keineswegs, dass das Volk auch den Britannicus, welchen Nero vergiftete, geliebt hatte; ebenso Agrippina, die auf desselben Mannes Befehl getötet wurde; desgleichen Octavia, die man bei Pandataria, dem Verbannungsort, im heißen Dampf erstickte, nachdem ihr zuvor die Adern geöffnet worden; Rubelius Plautus, den Verbannung traf, und Thrasca, die jeden Tag des Todes gewärtig sein musste. Die Volksgunst durfte folglich als ein ziemlich böses Omen angesehen werden; und der Zweifler Petronius war abergläubisch. Von zwei Gesichtspunkten aus verachtete er die Menge: als Aristokrat und als Schöngest. Leute, die nach gebratenen Bohnen rochen, die sie auf der Brust mit sich trugen, Leute, die beständig heiser und schweißbedeckt waren infolge des Mora-Spiels an den Straßenecken und Peristylen, verdienten in seinen Augen den Titel »Menschen« nicht. Deshalb ignorierte er so-

wohl die Beifallsrufe wie die Kuss Hände, welche ihm von da und dort zugeworfen wurden. Eben erzählte er seinem Nefen den Fall betreffs Pedanius und äußerte sich verächtlich über den Wankelmut des Pöbels, der am Morgen nach der grässlichen Schlächtereier Nero auf dem Weg zum Tempel des Jupiter Stator mit Beifallsrufen empfing.

Jetzt gab er Befehl, vor der Buchhandlung des Avirnius anzuhalten, wo er ausstieg und ein verziertes Manuskript kaufte, welches er Vinicius reichte.

»Ein Geschenk für dich«, sagte er.

»Ich danke dir«, war die Antwort. Der Beschenkte las die Überschrift und fragte:

»Satyrikon? Etwas Neues? Von wem ist es?«

»Von mir. Ich bin aber nicht lüstern nach gleichem Schicksal wie Rufinus, von dem ich dir erzählen wollte, oder wie Fabricius Veiento; deshalb ist die Sache Geheimnis und soll es bleiben, denke daran!«

»Du behauptest, keine Verse zu schreiben«, sagte Vinicius, indem er das Buch durchblätterte, »doch sehe ich hier die Prosa stark mit Versen untermischt.«

»Wenn du es liest, so achte auf das Gastmahl des Trimalchion. Was die Verse betrifft, so habe ich sie satt, seitdem Nero an einem Epos arbeitet. Wenn Vitellius sich entladen will, so braucht er Elfenbeinstäbchen, um den Schlund zu kitzeln. Andere bedienen sich in Olivenöl oder einen Absud wilden Thymians getauchter Flamingofedern. Ich für mich nehme Zuflucht zu Neros Versen; der Erfolg ist augenblicklich da; sofort kann ich dieselben wieder rühmen und preisen, wenn auch nicht mit reinem Gewissen, so doch mit leichtem Magen.«

Sobald er dies gesagt hatte, ließ er die Sänfte abermals anhalten, diesmal vor dem Laden des Goldschmieds Idomeheus. Nachdem die Angelegenheit erledigt war, gab er den Trägern Aulus' Wohnung als nächstes Ziel an.

»Unterwegs will ich dir die Geschichte des Rufinus erzählen«, sagte er, »damit du lernst, wie eitel ein Autor oft sein kann.«

Er hatte jedoch kaum begonnen, als schon die Träger in den Vicus Patricius einbogen und vor Auslus' Wohnung anhielten. Ein stämmiger junger Türhüter öffnete die Tür zum Ostium, über dem eine Elster im Bauer sie mit dem Worte »Salve!« begrüßte.

Vom zweiten Vorzimmer, Ostium genannt, ins Atrium schreitend, sagte Vinicius:

»Hast du bemerkt, dass die Türhüter ohne Ketten gehen?«

»Ein sonderbares Haus«, antwortete Petronius leise.

»Ohne Zweifel weißt du, dass Pomponia Graecina im Verdacht steht, Anhängerin jenes aus dem Orient stammenden Aberglaubens zu sein, der in der Verehrung eines gewissen Christus besteht. Es scheint, dass Crispinilla ihr diesen Dienst erwies; sie kann der Pomponia nie verzeihen, dass dieser ein Gatte genügt hat. Das Weib *eines* Mannes! Leichter ist es heutzutage in Rom, einen Teller voll frischer essbarer Pilze aus Norikum zu bekommen, als solche Weiber zu finden. Sie wurde verhört ...«

»Du nennst es ein sonderbares Haus. Später wirst du vernehmen, was ich darin sah und hörte.«

Sie waren ins Atrium getreten. Der dort angestellte Sklave, Atriensis genannt, ließ die Gäste durch den Nomenklator anmelden. Petronius, der zum ersten Mal hier stand, schaute sich verwundert und gewissermaßen enttäuscht um, denn das Atrium machte eher den Eindruck des Frohsinns als der Trübseligkeit, wie er erwartet hatte. Eine Flut hellen Lichtes ergoss sich durch die Öffnung oben auf einen Springbrunnen in dem viereckigen Bassin, Impluvium genannt, welches bei schlechtem Wetter den durch die Öffnung herabfallenden Regen aufzunehmen bestimmt und rings von Anemonen und Lilien umgeben war. Die Lilie schien eine Lieblingsblume der Hausbewohner zu sein; denn es gab da ganze Gruppen solcher, weißer und roter. Zwischen den Blumentöpfen standen Bronze-
statuetten von Kindern und Wasservögeln. In der einen Ecke bückte sich ein Faun aus Bronze, wie um zu trinken. Der Boden des Atriums bestand aus Mosaik; die Wände, teils Holz,

teils roter Marmor, waren mit Fischen, Vögeln und Greifen bemalt, die ein prächtiges Farbenspiel boten. Von der Tür zum Nebenzimmer waren sie mit Schildpatt- und Elfenbeineinlagen verziert; die Statuen der Ahnen des Hausherrn nahmen die Flächen zwischen den Türen ein. Der Gesamteindruck war der des gediegenen, nicht prahlerischen Reichtums.

Petronius machte bedeutend größeren Aufwand, aber er sah hier nichts, das seinem Geschmack zuwider gewesen wäre. Er hatte dies kaum zu Vinicius bemerkt, als ein Sklave, der Velarius, den Vorhang, der das Atrium vom Tablinum trennte, auseinanderzog.

Die beiden Freunde standen vor Aulus Plautius. Er stand am Abend seines Lebens. Der Schnee des Alters lag auf seinem Haupt; seine Gesichtszüge waren etwas kurz, aber energisch; der Ausdruck des Erstaunens, ja sogar des Schreckens lag jetzt auf denselben, infolge des unerwarteten Besuches von Neros Freund, Genossen und Berater.

Petronius war zu sehr Weltmann und zu scharfsichtig, um dies nicht zu bemerken; darum erklärte er, nachdem die Begrüßungen ausgetauscht waren, mit der ganzen Beredsamkeit, über die er gebot, er komme, um für die Pflege zu danken, die seines Schwester Sohn in Aulus' Haus gefunden. Dankbarkeit sei der einzige Grund seines Besuches, wozu überdies ihre alte Bekanntschaft ihn ermutigt habe.

Aulus versicherte, die Gäste seien willkommen; was den Dank betreffe, so habe auch er zu danken, obwohl Petronius gewiss nicht errate wofür.

Petronius erriet es in der Tat nicht. Umsonst erhob er die braunen Augen und bemühte sich, den geringsten Dienst, den er Plautius oder sonst einem geleistet hätte, ins Gedächtnis zurückzurufen. Er konnte sich an keinen erinnern, denn so etwas könnte zwar unbewusst (ohne seinen Willen) geschehen sein, aber auch bloß unbewusst.

»Ich achte und liebe Vespasian, dem du das Leben gerettet hast, als er so unglücklich war, beim Anhören von Neros Versen einzuschlafen.«

»Er war glücklich zu preisen, weil er sie nicht hörte, doch leugne ich nicht, dass die Sache böse Folgen haben könnte. Der ›Rotbart‹ war fest entschlossen, einen Centurio zu ihm zu senden mit dem freundlichen Rat, sich die Adern zu öffnen.«

»Und du, Petronius, hast diesen Entschluss aus ihm herausgelacht.«

»Das ist richtig, oder besser gesagt, nicht richtig. Ich sagte Nero, er habe dadurch, dass er Vespasian zum Einschlafen brachte, einen ebenso großen Sieg erfochten wie Orpheus, der durch seinen Gesang wilde Tiere einschläferte. Man darf den ›Rotbart‹ ruhig tadeln, sofern man nur dem leichten Tadel eine gehörige Dosis Schmeichelei beigibt. Poppäa, unsere gnädige Kaiserin, versteht das aus dem Fundament.«

»Leider! So schlimm sind die Zeiten!«, erwiderte Aulus. »Mir fehlen zwei Vorderzähne, die mir der Steinwurf eines Briten einschlug – ich zische darum beim Sprechen –, dennoch habe ich meine schönsten Tage in Britannien verlebt.«

»Weil es Tage des Triumphes waren«, ergänzte Vinicius.

Petronius fürchtete, der alte Feldherr möchte von seinen früheren Kriegen zu erzählen anfangen und ging schnell auf ein anderes Thema über.

»In der Nähe Pränestes«, sagte er, »fanden Landleute einen toten jungen Wolf mit zwei Köpfen; und fast zur gleichen Zeit wurde während eines Gewitters ein Teil des Lunatempels vom Blitz zerstört, etwas Unerhörtes im Spätherbst. Ein gewisser Cotta, der dies berichtete, fügte bei, dass die Priester jenes Tempels den Untergang Roms oder wenigstens den Fall eines mächtigen Hauses prophezeiten, – eine Katastrophe, die nur durch außergewöhnliche Opfer abgewendet werden könne.«

Aulus sprach die Ansicht aus, dass solche Wahrzeichen nicht ignoriert werden dürften und dass die Götter infolge des Übermaßes von Gottlosigkeit vielleicht erzürnt seien. Daran sei nichts Außergewöhnliches; und in solchem Fall wären Sühneopfer ganz am Platze.

»Dein Haus, Plautius, ist nicht allzu groß«, antwortete Petronius, »obschon ein großer Mann darin wohnt. Meines ist

wirklich viel zu groß für den Bösewicht, dessen Eigentum es ist. Wenn aber etwas so Großes, wie zum Beispiel die domus transitoria auf dem Spiel stände, wäre es wohl für uns der Mühe wert, Opfer darzubringen, um deren Fall abzuhalten?»

Plautius schwieg auf diese Frage, eine Vorsicht, die Petronius unangenehm berührte; denn trotz seiner Unfähigkeit, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, hatte er sich niemals zum Denunzianten erniedrigt. Er lenkte deshalb das Gespräch auf einen anderen Gegenstand, indem er Aulus' Wohnung und den guten Geschmack der sich darin kundgab, zu rühmen begann.

»Es ist ein alter Familiensitz«, sagte Plautius; »seitdem ich ihn als Erbe in Besitz nahm, ist nichts daran geändert worden.«

Der Vorhang zwischen Atrium und Tablinum wurde weggeschoben und das Haus war von einem Ende zum anderen sichtbar, sodass der Blick durch das Tablinum, den daran stoßenden Peristyl und die jenseits des Letzteren gelegene Halle, öcus genannt, bis zum Garten gelangte, welcher sich in dieser Entfernung wie ein helles Bild in dunklen Rahmen ansah. Fröhliches Gelächter drang ins Atrium.

»Gestatte uns, o Feldherr«, bat Petronius, »jenes frohe Lachen, wie man es heutzutage so selten trifft, von der Nähe anzuhören.«

»Gern« antwortete Plautius, sich erhebend, »mein kleiner Aulus und Lygia spielen dort Ball. Was das Lachen betrifft, so glaube ich, Petronius, dass unser ganzes Leben darin aufgeht.«

»Das Leben verdient, dass man darüber lacht«, versetzte Petronius, »aber dieses Lachen hier hat einen ganz anderen Klang.«

»Petronius lacht oft tagelang niemals«, fiel nun Vinicius ein, »dann aber lacht er wieder ganze Nächte in einem fort.«

So plaudernd durchschritten sie das Haus der Länge nach und gelangten in den Garten, wo Lygia und der kleine Aulus mit Bällen spielten, die von eigens für dieses Spiel abgerichteten und spaeristae genannte Sklaven aufgefangen und zurückgegeben wurden. Petronius warf schnell einen Blick auf

Lygia, während der Knabe herbeisprang, um Vinicius zu begrüßen. Doch der junge Tribun schritt vorwärts und neigte sich vor dem schönen Mädchen, das mit einem Ball in der Hand dastand und errötete.

Auf dem von Efeu, Reben und Geißblatt beschatteten Gartentriclinium saß Pomponia Graecina, welche sich beeilte die Ankommenden zu begrüßen. Petronius war sie wohlbekannt, denn er hatte sie bei Antistia, der Tochter des Rubelius Plautus und auch im Haus Senecas und Polions gesehen. Er konnte nicht umhin, ihr ernstes, doch mildes Antlitz, das würdevolle Benehmen, ihre Bewegungen und Redeweise zu bewundern. Pomponia störte so sehr seine Ansicht über Frauen, dass dieser Mann, bis ins Mark verderbt und selbstvertrauend wie kein Zweiter in Rom, nicht bloß eine gewisse Achtung vor ihr fühlte, sondern sogar sein früheres Selbstvertrauen verlor. Und als er ihr jetzt für ihre Sorge um Vinicius dankte, entschlüpfte ihm, gleichsam unwillkürlich, das Wort *domina*, etwas, das ihm sonst, zum Beispiel bei Calvia Crispinilla, Scribonia, Veleria, Solina und anderen Frauen aus hohem Rang, niemals begegnete. Nachdem die Grüße gewechselt und Dank erstattet war, bedauerte er, sie nicht öfter zu sehen, ihr nie im Circus oder im Amphitheater zu begegnen, worauf sie, die Hand in die ihres Gatten legend, ruhig erwiderte:

»Wir beide sind alt geworden und lieben mehr und mehr die Ruhe unseres Hauses.«

Petronius wollte eine Einwendung machen, allein Aulus kam ihm zuvor, indem er in seinem zischenden Ton ergänzte:

»Und wir fühlen uns von Tag zu Tag fremder unter Menschen, die unseren römischen Gottheiten griechische Namen beilegen.«

»Die Götter sind längst zu bloßen rednerischen Figuren geworden«, versetzte Petronius leichthin. »Seitdem aber griechische Rhetoren unsere Lehrer wurden, sage auch ich leichter Hera als Juno.«

Er hatte sich gegen Pomponia gewendet, wie um auszu-drücken, dass in ihrer Gegenwart keine andere Gottheit ihm

einfallende. Daraufhin machte er seine Einwendung gegen ihre vorige Entschuldigung.

»Gewiss, die meisten Menschen werden schnell alt; doch gibt es auch solche, deren Gesichter Saturnus zu vergessen scheint.«

Petronius sagte dies mit einer gewissen Aufrichtigkeit. Obschon Pomponia über den Mittag ihres Lebens hinaus war, hatte sie eine ungewöhnliche Frische des Gesichtes bewahrt und machte oft, da ihr Kopf klein und ihre Züge fein geschnitten waren, trotz des schwarzen Gewandes und trotz ihres feierlichen Ernstes den Eindruck eines noch jungen Weibes.

Inzwischen hatte der Knabe, der große Zuneigung zu Vinicius während dessen früheren Aufenthaltes im Haus gefasst hatte, sich diesem genähert und ihn eingeladen, am Spiel teilzunehmen. Hinter dem kleinen Aulus war Lygia selbst ins Triclinium getreten. Hier, unter dem rankenden Efeu, schien sie Petronius schöner als auf den ersten Blick und wirklich einer Nymphe ähnlich. Da er sie bis jetzt noch nicht angeredet hatte, erhob er sich nun, verneigte sich und statt der üblichen Begrüßungsformel sprach er die Worte, womit Ulysses Nausikaa begrüßte:

»Ich flehe dich an, o Königin, ob du eine Göttin oder sterblich bist! Wenn du eine Tochter des Menschen bist, die auf Erden wohnen, dann dreimal glücklich dein Vater und deine Mutter und dreimal glücklich deine Brüder.«

Die auserlesene Höflichkeit dieses Mannes gefiel sogar Pomponia. Lygia hörte verwirrt und errötend zu, ohne die Augen aufzuschlagen. Aber ein flüchtiges Lächeln begann in ihren Mundwinkeln zu zucken und der Kampf zwischen jungfräulicher Schüchternheit und dem Wunsch, zu antworten, war deutlich erkennbar; offenbar trug der Wunsch den Sieg davon, denn indem sie die Augen zu Petronius erhob, erwiderte sie mit Worten derselben Nausikaa, die sie in einem Atemzug und wie eine gelernte Lektion herausstieß:

»Fremdling, du scheinst kein böser Mann mir, noch törricht.« Dann wendete sie sich um und lief hinaus, wie ein erschrecktes Vögelein davonfliegt.

Die Reihe zu erstaunen war diesmal an Petronius, der nicht erwartet hatte, von den Lippen eines Mädchens, dessen barbarische Abstammung er aus Vinicius' Erzählung kannte, Verse aus Homer zu vernehmen. Darum warf er einen fragenden Blick auf Pomponia; doch konnte diese ihm nicht antworten, weil sie eben lächelnd das vor Stolz strahlende Antlitz ihres Gatten betrachtete.

Plautius konnte seinen Stolz nicht verbergen. Denn erstens liebte er Lygia wie eine Tochter und zweitens hielt er die griechische Sprache, trotz seiner altrömischen Vorurteile und gemäß welchen er die Verbreitung des Griechischen hätte bekämpfen müssen, für den Gipfel feiner Bildung. Er selbst hatte sie nie recht erlernen können, und das wurmte ihn heimlich. Es war deshalb eine Freude für ihn, dass dieser hochgebildete Mann eine Antwort in der Sprache und mit den Worten Homers erhielt, in einem Haus, das dieser für beinahe barbarisch hielt.

»Wir halten einen griechischen Pädagogen im Haus«, sagte er, »welcher den Knaben unterrichtet, wobei das Mädchen zuhört. Sie ist zwar noch eine Bachstelze, aber eine liebe, die uns Beiden stark ans Herz gewachsen ist.«

Petronius blickte in den Garten hinaus, zu den dreien hin, die dort spielten. Vinicius hatte seine Toga abgelegt und stand in der Tunika da. Er schlug den Ball, während Lygia mit erhobenen Armen ihm gegenüberstand, um den Ball aufzufangen.

Das Mädchen hatte anfänglich auf Petronius keinen großen Eindruck gemacht, es schien ihm allzu schlank. Doch von dem Augenblick an, wo er es im Triclinium näher betrachtet hatte, dachte er, dass Aurora vielleicht so aussehe, und war als Kenner überzeugt, dass etwas Außergewöhnliches in ihrer Erscheinung liege.

Seinen Augen entging weder das klare, rosige Gesicht, die frischen, wie zum Kuss aufgeworfenen Lippen, die Au-

gen, blau wie die See, die alabasterweiße Stirn noch die Flut ihres dunklen Haares, der schlanke Hals, die herrlich abfallenden Schultern, die ganze elastische, schlanke Figur, lieblich wie der Frühling selbst, maß er mit prüfendem Blick. Der Kunstkenner in ihm fühlte, dass man unter das Bild dieser Schönheit »Frühling« schreiben könnte. Unwillkürlich dachte er an Chrysothemis und musste laut auflachen. Chrysothemis mit ihren goldgepuderten Haaren und geschwärtzten Brauen erschien ihm wie ein verwelkter Rosenstrauch, dem die Blätter entfallen. Und Rom beneidete ihn um diese Chrysothemis! Dann rief er sich Poppäa ins Gedächtnis; und auch dieses berühmte Weib erschien ihm wie eine seelenlose Wachsfigur. In diesem Mädchen dagegen lag nicht nur Frühling, sondern auch eine strahlende Seele, die den rosigen Leib gleich einer Flamme durchleuchtete. »Vinicius hat recht«, dachte er, »meine Chrysothemis ist alt, alt – wie Troja!«

Gegen Pomponia Graecina sich wendend, deutete er auf den Garten und sagte:

»Nun verstehe ich, Domina, warum ihr mit diesen beiden dieses Haus dem Circus und den Festen auf dem Palatin vorzieht.«

»Ja«, erwiderte sie, den Blick auf Lygia und Aulus richtend.

Der alte Feldherr fing an, die Geschichte des Mädchens zu berichten, das, was er vor langen Jahren von Atelius Hister über das im dunkelsten Norden wohnende Volk der Lygier gehört hatte.

Das Kleeblatt hatte zu spielen aufgehört und wandelte im Sand des Gartens auf und ab, vor dem dunklen Hintergrund der Myrten und Zypressen wie drei weiße Statuen sich abhebend. Lygia führte den Knaben bei der Hand. Nach kurzer Zeit setzten sie sich auf eine Bank in der Nähe des Fischteiches, welcher die Mitte des Gartens bildete. Aulus sprang bald weg, um die Fische zu schrecken, die in dem klaren Wasser sichtbar waren, während Vinicius im angeknüpften Gespräch fortfuhr.

»Ja«, sagte er mit leise bebender, kaum hörbarer Stimme, »ich hatte die Toga Prätexa* kaum abgelegt, als ich den Legionen in Asien zugeteilt wurde. Ich kannte Rom noch nicht und war unerfahren im Leben und in der Liebe. Einiges aus Anacreon und Horaz weiß ich zwar auswendig, aber ich kann nicht wie Petronius Verse zitieren, wenn das Herz stumm ist vor Bewunderung und seine eigenen Worte nicht mehr findet. Als Knabe ging ich zu Musonius in den Unterricht; er lehrte mich, dass das Glück darin bestehe, den Willen der Götter zu tun und demnach in unserer Macht liege. Doch besteht es, glaube ich, in etwas anderem – das größer ist und kostbarer, das nicht vom Willen abhängt, da nur die Liebe es verleihen kann. Die Götter suchen selbst nach diesem Glück; darum trete auch ich, o Lygia, der ich Liebe bis jetzt nicht gekannt, in ihre Fußstapfen. Auch ich suche diejenige, die mir jenes Glück verleihen könnte ...«

Er schwieg, und längere Zeit hörte man nichts als das Plätschern des Wassers, in das der kleine Aulus Kiesel warf, um die Fische zu schrecken; nach einer Weile jedoch fuhr Vinicius in noch sanfterem und leiserem Tone fort:

»Du kennst doch Vespasians Sohn Titus? Man erzählt von ihm, dass er, kaum dem Knabenalter entwachsen, aus Liebes-schmerz um Berenike beinahe starb. So wäre auch ich zu lieben fähig, o Lygia! Macht, Ruhm, Reichtum sind wesensloser Rauch! Der Reiche findet einen noch Reicheren; der Berühmte wird durch den Ruhm eines noch Größeren in Schatten gestellt, den Starken wird der Stärkere besiegen. Kann dagegen der Cäsar selbst, ja, kann ein Gott größere Wonne empfinden oder glücklicher sein als der einfache Sterbliche in dem Augenblick empfindet und ist, wenn an seinem Herzen ein anderes, geliebtes Herz schlägt, wenn er teure Lippen küsst? Darum macht Liebe uns den Göttern gleich, o Lygia!«

Erschrocken, verwirrt und doch wieder, wie wenn sie die Klänge einer griechischen Flöte oder der Zittara vernehme,

* Die Toga der Knaben. Die Toga Prätexa ablegen heißt mannbar werden.

lauschte Lygia. Bald schien es ihr, als ob Vinicius ein wunderschönes Lied singe, dessen Töne ihr Ohr berauschten, ihr Blut erregten und ihr Herz mit Angst, aber auch mit un-nennbarer Wonne erfüllten. Bald fühlte sie, dass Vinicius von etwas sprach, das vorher schon in ihr lag und worüber sie keine Rechenschaft zu geben imstande war, dass er etwas in ihrem Inneren auferweckte, das bis jetzt geschlummert hatte, und dass in diesem Augenblick ein verschwommener Traum sich in eine immer klarere, schönere Gestalt umwandelte.

Die Sonne stand längst über dem jenseitigen Ufer des Tiber und begann hinter dem Ianiculus zu verschwinden. Das Abendrot beleuchtete die von keinem Hauch bewegten Zypressen und die Luft war von einem rötlichen Schimmer erfüllt. Als ob sie vom Schlaf erwache, erhob Lygia die Augen zu Vinicius empor, und er, der sich mit stummer Bitte über sie beugte, kam ihr plötzlich, im Glanz der Abendröte, schöner vor als alle Menschen, als alle Götter der Römer und Griechen, deren Bildsäulen sie an den Tempelfassaden gesehen. Seine Finger umschlossen ihr Handgelenk, indes er fragte:

»Errätst du nicht, was ich dir bekennen wollte?«

»Nein«, flüsterte sie, so leise, dass Vinicius es kaum hören konnte.

Doch er glaubte es nicht, sondern zog ihre Hand näher an sich und würde sie mit leidenschaftlichen Worten an sein pochendes Herz gepresst haben, wäre nicht Aulus auf dem von Myrten eingehetzten Pfad erschienen.

»Die Sonne geht unter; hütet euch vor der Abendkühle und scherzt nicht mit Libitina.«

»O nein«, antwortete Vinicius, »ich habe die Toga noch nicht wieder angezogen und fühle gleichwohl die Kühle nicht.«

»Aber schau! Mehr als die Hälfte der Sonnenscheibe ist hinter den Hügel gesunken. Da lob ich mir das Klima von Sizilien, wo die Leute vor Sonnenuntergang sich auf einem Platz versammeln und mit Chorgesängen vom scheidenden Phöbus Abschied nehmen.«

Und seine Warnung vor Libitina vergessend, begann er über Sizilien zu sprechen, wo er große Domänen besaß, und erwähnte, dass es mehrmals seine Absicht gewesen, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen.

»Wessen Haar so viele Winter gebleicht haben, der geht dem Frost aus dem Weg. Noch hängen die Blätter an den Bäumen, noch lacht ein blauer Himmel über der Stadt; doch wenn die Rebblätter gelben, wenn Schnee auf die Albaner Berge fällt und die Götter mit rauem Wind die Campania heimsuchen – wer weiß, ob ich dann nicht mit meinem ganzen Haushalt nach Sizilien, auf mein Landgut ziehe?«

»Wie, du wolltest Rom verlassen, Plautius?«, fragte Vinicius erschrocken.

»Seit Langem ist es mein Wunsch; man hat mehr Ruhe in Sizilien und ist sicherer dort.«

Und abermals pries er seine Gärten, seine Viehherden, sein Haus im Grünen und die Hügel, von Thymian und Pfefferkraut überwachsen, von Bienen umsummt. Aber Vinicius hörte nicht auf diese Buccolica;* schon der Gedanke, er könnte Lygia verlieren, ließen ihn wie nach einem Retter nach Petronius ausschauen.

Dieser hatte inzwischen an der Seite Pomponias den Sonnenuntergang, den Garten und die Personen beim Fischteich betrachtet, deren weiße Gewänder am dunklen Hintergrund von Myrten wie Gold in der Abendsonne glänzten. Der Himmel hatte purpurne und violette Farben angenommen, die er beständig wechselte. Ein Streifen des Horizontes erschien lilienfarbig. Die Silhouetten der Zypressen wurden deutlicher als am hellen Tag. Abendstille lag auf den Menschen, den Bäumen, dem ganzen Garten.

Petronius war davon betroffen. Er empfand den hier herrschenden Frieden sogleich und prüfend betrachtete er die Hausbewohner. Auf dem Antlitz Pomponias, Aulus', ihres Sohnes und Lygias lag etwas, das er auf den ihn alltäglich,

* Hirtengesänge.

oder besser gesagt, allnächtlich umgebenden Gesichtern nicht fand. Es lag eine gewisse ruhige Heiterkeit darauf, die ein Ausfluss des Lebens war, das man hier führte. Der Gedanke kam ihm, dass hier vielleicht eine Schönheit und ein Genuss herrschten, die er, der unaufhörlich nach Schönheit und Genuss trachtete, gar nicht kannte. Er konnte den Gedanken nicht für sich behalten, sondern wendete sich an Pomponia mit der Bemerkung:

»Ich denke darüber nach, wie sehr verschieden eure Welt ist von jener, welche Nero regiert.«

Sie hob ihr feines Antlitz in das erbleichende Licht und sagte unbefangen:

»Nicht Nero, Gott regiert die Welt.«

Sie schwiegen. Man hörte die herannahenden Schritte des Hausherrn, seiner Kinder und des Tribunen; doch bevor diese beim Triclinium anlangten, hatte Petronius eine zweite Frage gestellt:

»Glaubst du denn an die Götter, Pomponia?«

»Ich glaube an den einen, allmächtigen und allgerechten Gott«, antwortete das Weib des Aulus Plautius.

3 DRITTES KAPITEL

»Sie glaubt an den einen, allmächtigen und allgerechten Gott«, sagte Petronius, sobald er und Vinicius sich wieder in der Sänfte befanden. »Wenn ihr Gott allmächtig ist, so beherrscht er Leben und Tod; ist er allgerecht, so sendet er den Tod gerechterweise. Warum also trauert Pomponia um Julia? Indem sie dies tut, klagt sie ihren Gott an. Ich will diese Schlussfolgerung unserem ›Rotbart‹, dem Affen, wiederholen, da ich mich ja in der Dialektik für den Nebenbuhler des Socrates betrachte. Was die Weiber anlangt, so glaube ich, ei-

ne jede hat ihre drei oder vier Seelen, aber keine einzige vernunftbegabte. Lassen wir Pomponia mit Seneca und Cornutus über das Wesen ihres Logos disputieren. Lassen wir sie die Schatten der Xenophanes, Parmenides, Zeno und Plato aus den kimmerischen Gefilden zitieren, wo die sich langweilen müssen wie ein Fink im Käfig. Ich wollte mit ihr und Plautius über einen anderen Gegenstand sprechen. Bei dem heiligen Leib der ägyptischen Isis! Wäre ich mit dem Zweck unseres Besuches grad herausgerückt, so hätte ihre Tugendhaftigkeit sicherlich einen Lärm angeschlagen wie ein eherner Schild unter den Hieben einer Keule. Und ich getraute mich nicht! Wirst du es glauben, Marcus, ich fand den Mut nicht! Ich fürchtete eine Szene. Aber deine Wahl muss ich loben, die reine »rosenfingrige Eos«. Weißt du auch, woran sie mich erinnerte? An den Frühling, nicht unseren italischen, wo ein Apfelbaum bloß da und dort eine Blüte treibt und die Olivenhaine so grau wie zuvor bleiben, sondern den Frühling, wie ich ihn einst in Helvetien sah, jung, frisch und grün. Bei dem bleichen Mond dort, ich begreife dich, Marcus. Doch wisse, dass du eine Diana liebst, weil Aulus und Pomponia bereit sind, dich in Stücke zu reißen, wie die Hunde einst den Acteon zerrissen.«

Vinicius ließ den Kopf hängen und sagte lange kein Wort; dann begann er mit vor Leidenschaft stockender Stimme:

»Ich begehrte sie zuvor; jetzt begehre ich sie noch viel mehr. Als ich ihre Hand ergriff, brannte Feuer in mir. Ich muss sie besitzen. Wäre ich Zeus, ich würde sie mit einer Wolke umgeben, wie er Io umgab, oder ich würde als Regen auf sie niederfallen, wie er auf Danae; bis zum Wundsein wollte ich ihre Lippen küssen! In meinen Armen müsste sie vor Schmerz aufschreien. Erschlagen möchte ich Aulus und Pomponia und dann sie auf meinen Armen heimtragen. Ich will diese Nacht nicht schlafen; ich werde einen Sklaven peitschen lassen und seinem Wimmern zuhören ...«

»Beherrsche dich! Deine Leidenschaft ist die eines Zimmermanns in der Subura.«